

Rose, Lotte

Die Geschlechterkategorie im Diskurs der Kinder- und Jugendhilfe. Kritische Überlegungen zu zentralen Argumentationsmustern

Diskurs 10 (2000) 2, S. 15-20



Quellenangabe/ Reference:

Rose, Lotte: Die Geschlechterkategorie im Diskurs der Kinder- und Jugendhilfe. Kritische Überlegungen zu zentralen Argumentationsmustern - In: Diskurs 10 (2000) 2, S. 15-20 - URN: urn:nbn:de:0111-opus-60299 - DOI: 10.25656/01:6029

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-60299>

<https://doi.org/10.25656/01:6029>

in Kooperation mit / in cooperation with:



**Deutsches
Jugendinstitut**

www.dji.de/diskurs

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Thema

Geschlecht – Aktuelle Streitfragen und theoretische Positionen

Spektrum

- Zur Autonomieentwicklung von Kindern
in vorschulischen Erziehungskonzepten
- Jugendhilfe und Politik

Trends

- Das Informationszentrum Kindesmißhandlung/
Kindesvernachlässigung

Geschlecht – Aktuelle Streitfragen und theoretische Positionen

Andrea Abele-Brehm/Ursula Nissen
Doing Gender – von Kindheit an!

6

Hannelore Faulstich-Wieland
**Sozialisation von Mädchen und Jungen –
Zum Stand der Theorie**

8

Biologische und evolutionstheoretische Ansätze zur Erklärung »geschlechtsspezifischer Sozialisation« haben Konjunktur, müssen sich aber bei ihren Befunden zur Geschlechterentwicklung und -differenzierung den Vorwurf der »Unterkomplexität« gefallen lassen. Ihnen werden verschiedene theoretische Konzepte gegenübergestellt, die Geschlecht als dynamisches Konstrukt – als vergeschlechtlichtes Merkmal wie als vergeschlechtlichende Praxis zu interpretieren erlauben. Zudem werden im Rahmen des Modells hegemonialer Männlichkeit Fragen nach der praktischen Veränderbarkeit von Geschlechterverhältnissen behandelt.

Lotte Rose
**Die Geschlechterkategorie im Diskurs der Kinder-
und Jugendhilfe**

15

Kritische Überlegungen zu zentralen Argumentations-
mustern

Welche Vorstellungen von Jungen- und Mädchenwelten bestimmen den Mädchen- und Jungenarbeitsdiskurs? Wie »passend« sind diese Vorstellungen? Welche Fragwürdigkeiten produzieren sie theoretisch und praktisch? Vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Individualisierungsprozesse und geschlechtsspezifischer Entnormierungen plädiert die Autorin dafür, herrschende Bilder von Mädchenbenachteiligung und Gleichheit qua Geschlecht grundsätzlich zu überprüfen.

Ruth Seifert
**Die Frau als Soldatin –
Ein neues geschlechterpolitisches Terrain**

21

Das Militär ist eines der wenigen gesellschaftlichen Felder, in dem noch eine nachholende Auseinandersetzung über die gleichberechtigte Teilhabe von Frauen stattfindet – auch wenn in der politischen Öffentlichkeit nach dem EuGH-Urteil ein Widerstand gegen die Öffnung des Militärs für Frauen kaum noch auszumachen ist. An Argumenten gegen »Frau als Soldatin« wurden und werden bis heute vorwiegend das geschlechtsspezifische Arbeitsvermögen und ein männlicher Schutzinstinkt geltend gemacht. Der Beitrag analysiert diese Argumentationsfiguren und weist auf die strategische Bedeutung der Thematisierung des Verhältnisses von Frauen und Militär für die feministische, politische Diskussion hin.

Heiner Schäfer

Zum Umgang mit Kinderdelinquenz 30

Ein Blick auf präventive Ansätze in der Jugendhilfe

Auch wenn laut polizeilicher Kriminalstatistik bei über der Hälfte der Tatverdächtigen im Kindesalter wegen Ladendiebstahls ermittelt wird, erwecken die Medien zuweilen den Eindruck, als wüchsen in Deutschland »kleine Monster« heran. Gegen die öffentliche Kritik an der vermeintlichen Untätigkeit der Kinder- und Jugendhilfe weist der Autor auf innovative Ansätze im Umgang mit Kinderdelinquenz hin, die bislang nur wenig Beachtung gefunden haben.

Christian Büttner/Claude Chrétiennot/Pat Clayton

Zur Autonomieentwicklung von Kindern in vorschulischen Erziehungskonzepten 36

Ein deutsch-französisch-englischer Vergleich

Was ist maßgebend für eine gelingende Autonomieentwicklung bei Kindern? In einem Drei-Länder-Vergleich wird deutlich, daß Aussagen über eine Autonomie des Kindes ohne die jeweiligen sozialen Konstrukte von Kindheit nicht zu haben sind. Vorgestellt werden Ausschnitte einzelner Vorschulkonzepte aus den drei Ländern, wobei der Frage nachgegangen wird, ob und wie sich die unterschiedlichen Perspektiven bei der pädagogischen Ausgestaltung des Verhältnisses Kind/Erwachsener aufeinander beziehen lassen.

Ingo Richter

Jugendhilfe und Politik 43

Der Beitrag entwirft einen strukturellen Rahmen, in dem das politische System der Bundesrepublik positive Lebensbedingungen für junge Menschen und ihre Familien erhalten und schaffen kann. Im Mittelpunkt stehen Fragen zu einem neuen Generationenvertrag und den sich daraus ergebenden Leistungen der Gesellschaft für die junge Generation und der jungen Generation für die Gesellschaft. Die Möglichkeiten der Jugendhilfe, einen wirksamen Beitrag zur Sicherung und Verbesserung von Lebensverhältnissen junger Menschen zu leisten, beurteilt Ingo Richter gegenwärtig eher skeptisch.

Monika Schröttle

Das Informationszentrum Kindesmißhandlung/ Kindesvernachlässigung (IKK)

Informationsvermittlung und Vernetzung von Praxisansätzen als neues Aufgabenfeld zwischen Praxisforschung und -begleitung

51

Berichtet wird über die Anforderungen an praxisbegleitende Forschung und Vernetzung, wie sie sich einer zwischen Politik, Wissenschaft und Praxis vermittelnden Institution stellen.

54

Impressum

56

Die Geschlechterkategorie im Diskurs der Kinder- und Jugendhilfe

Kritische Überlegungen zu zentralen Argumentationsmustern

Lotte Rose, geb. 1958, Dipl.-Pädagogin, Dr. phil., seit 1997 Professorin am Fachbereich Sozialarbeit der Fachhochschule Frankfurt am Main. Arbeitsschwerpunkte: Forschungen zu Jugendkulturen,

Mädchenleistungssport, Frauensport und Frauenkörper, wissenschaftliche Begleitung des Modellprojektes »Mädchen in Bewegung« des »Vereins zur Förderung bewegungs- und sportorientierter Jugendsozialarbeit« (bsj) in Marburg.

Ausgewählte Veröffentlichungen: Körperästhetik im Wandel. In: Dölling Irene/Krais, Beate (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis. Frankfurt/M. 1997; Abenteuer – nur für Jungen? In: Friebertshäuser, Barbara et al. (Hrsg.): Sozialpädagogik im Blick der Frauenforschung. Weinheim 1997; »Mädchen in Bewegung«. Das Modellprojekt zur bewegungs- und körperorientierten Mädchenarbeit. Butzbach-Griedel 2000; Warum ist die Zusammenarbeit von Jugendarbeit und Schule so schwer? In: deutsche jugend 5/2000

Fachhochschule Frankfurt am Main,
Fachbereich Sozialarbeit
Nibelungenplatz 1, D-60318 Frankfurt/Main

Die aktuelle Bestandsaufnahme zur geschlechtsspezifischen Qualifizierung in der Jugendhilfe zeigt ein widersprüchliches Bild. Neben Etablierungs- und Qualifizierungsmomenten lassen sich ebenso immanente Schwachpunkte, Begrenzungen und offene Fragen ausmachen. Der Beitrag will letzterem auf die Spur kommen. Aus diesem Grund werden Selbstverständlichkeiten der Geschlechterdebatte in der Jugendhilfe kritisch in den

Blick genommen. Es werden zum einen die diskursbestimmenden theoretischen Konstruktionen der Geschlechterrealitäten untersucht, zum anderen die daraus abgeleiteten praktischen Arbeitsprinzipien. Welche Vorstellungen zu Mädchen- und Jungenwelten bestimmen den Mädchenarbeits- und Jungenarbeitsdiskurs? Wie »passend« sind diese Vorstellungen? Welche Fragwürdigkeiten produzieren sie theoretisch und praktisch? Im Mittelpunkt stehen dabei die Bilder der Mädchenbenachteiligung und der Gleichheit qua Geschlecht, die angesichts der gesellschaftlichen Individualisierungsprozesse und der damit verbundenen geschlechtsspezifischen Entnormierungen grundsätzlich neu überprüft werden müssen.

Eine aktuelle Bestandsaufnahme zur geschlechtsspezifischen Qualifizierung in der Jugendhilfe zeigt ein widersprüchliches Bild. Seit in den 70er Jahren feministische Fachfrauen erstmalig die Marginalisierung der Mädchen in der Jugendarbeit problematisierten, haben weitreichende Prozesse der Normalisierung und Institutionalisierung der Geschlechterfrage, vor allem aber der Mädchenfrage in der Jugendhilfe stattgefunden: Es sind autonome Mädcheneinrichtungen entstanden, in den Jugendhäusern gibt es Mädchenräume, Mädchentage, und es wurden Mädchenförderprogramme eingerichtet. Zu Beginn der 90er Jahre wurde mit dem KJHG für die Leistungen der Jugendhilfe festgeschrieben, daß »die unterschiedlichen Lebenslagen von Mädchen und Jungen zu berücksichtigen, Benachteiligungen abzubauen und Gleichberechtigung von Mädchen und Jungen zu fördern« (§ 9, 3 KJHG) sind. Das Konzept geschlechtshomogener Mädchengruppenarbeit als mädchengerechter Arbeitsansatz wird an vielen Stellen praktiziert, wenn auch vornehmlich nur in der Jugendarbeit, also in einem relativ kleinen Bereich der Kinder- und Jugendhilfe. Andere Jugendhilfefelder wie die Erziehungshilfen und die Tages-

betreuung ziehen hier erst allmählich nach. Ähnliches läßt sich für die Jungenfrage konstatieren. Die Fachdebatte dazu, was die Jugendhilfe Jungen bietet oder bieten mußte, ist aber noch jung und weniger weit entwickelt.

Trotz der Erfolge der Mädchenarbeit ist kritisch zu registrieren, daß sie bis heute nur einen kleinen Teil der Mädchen erreicht und dies sicherlich nicht allein wegen ihrer geringen finanziellen Ausstattung. Zunehmend ist zu beobachten, daß insbesondere die älteren Mädchen wie auch die jüngeren Mitarbeiterinnen in der Jugendarbeit sich von der Mädchenarbeit abwenden und Mädchenarbeit heute tendenziell vornehmlich nur noch besonders belastete weibliche Zielgruppen – wie Migrantinnen und Mädchen in sozial benachteiligten Lebenslagen – erreicht (Meyer 1999, S. 34). Auch wenn es Mädcheneinrichtungen, Mädchenprojekte und Mädchentage gibt, die von Mädchen intensiv und gerne genutzt werden (Graff 1999; Möhlke/Reiter 1995), sind aber gleichzeitig von Fachkräften die Klagen zu hören, daß »keine Mädchen kommen«. Mit ihren »Komm-Strukturen«, dem Trennungsgrundsatz und ihren Angebotsinhalten scheint Mädchenarbeit keineswegs für viele Mädchen attraktiv zu sein. So ergab beispielsweise eine Mädchenbefragung im Rahmen kommunaler Jugendhilfeplanung, daß lediglich ein Drittel der Mädchen Mädchenprojekte befürwortete, wobei das Interesse mit zunehmendem Alter deutlich sinkt (Bütow 1998, S. 22). Für die Jungenarbeit gilt ähnliches: Ihre geschlechtshomogenen und selbst-sensibilisierenden Ansätze greifen bei »harten Jungs« kaum (Scherr 1997; Krafeld 1996) und können zudem bis heute nur wenige männliche Fachkräfte überzeugen. Diese Schwächen lassen darauf schließen, daß die praktizierten Konzepte für die AdressatInnen nicht einwandfrei »passen«.

Vor diesem Hintergrund sollen im nachfolgenden zentrale Argumentationsmuster, Setzungen und Selbstverständlichkeiten der Geschlechterdebatte in der Jugend-

hilfe, wie sie sich in langjährigen Auseinandersetzungen herausgebildet haben, kritisch beleuchtet werden. Welche Vorstellungen von Mädchen- und Jungenwelten bestimmen den Mädchen- und Jungenarbeitsdiskurs? Wie »passend« sind diese Vorstellungen? Welche Fragwürdigkeiten produzieren sie?

Die Mädchenbenachteiligung

Das Bild der Mädchenbenachteiligung bestimmt in zentraler Weise die Auseinandersetzung zur geschlechterdifferenzierten Jugendhilfe. Es besagt: Jungen sind strukturell privilegiert, während Mädchen strukturell benachteiligt sind. In der Konsequenz dessen muß Jugendhilfe Mädchenarbeit anbieten, damit diese Benachteiligung abgepuffert wird, Mädchen mehr Entwicklungschancen erhalten und Gleichberechtigung erreicht wird.

Der Topos der Mädchenbenachteiligung ist mittlerweile zu einer Standardformel geworden, die keinen Widerspruch mehr erregt, zumindest keinen offenen. Hier ist kritisch zu fragen, ob der Benachteiligungsbegriff möglicherweise eine eher moralisch denn fachlich begründete Wirkung entfaltet hat. Zudem stellt sich die Frage, ob solche polarisierenden Schwarzweißmuster tatsächlich weibliche und männliche Lebensrealitäten angemessen treffen oder ob es sich hierbei nicht weithin um eine Idealisierung weiblicher und männlicher Lebensrealitäten handelt, eine Verkürzung und Ausblendung von gesellschaftlichen Widersprüchlichkeiten.

Die Machthierarchie zwischen den Geschlechtern ist vielfach gebrochen durch anders gelagerte Machtstrukturen. Weder die strukturelle Benachteiligung von Mädchen noch die strukturelle Bevorteilung von Jungen gilt immer und überall und flächendeckend – sie ist vielmehr zu differenzieren. Es gibt immer andere soziale Hierarchisierungsmomente, die sie durchkreuzen oder sogar umkehren, wie z. B. Alter, Schicht, Ethnie, Körpermerkmale. So wissen wir z. B., daß Mädchen bei der Ansammlung von Bildungskapital mittlerweile strukturell bevorteilt sind, daß dagegen Jungen im Hinblick auf Gesundheit und Lebenserwartung strukturell benachteiligt sind.

Analytisch erschwerend kommt hinzu, daß Strukturperspektive und Subjektivitätsperspektive immer wieder verquickt werden, d. h. in dem Paradigma der strukturellen Geschlechterhierarchie schwingt zwangsläufig immer das Bild eines subjektiven Wohlbefindensgefälles zwischen den Geschlechtern mit: Mädchen und Frauen geht es schlechter, während es Jungen und Männern besser geht. Dabei sagt der Befund einer strukturellen Geschlechterhierarchie nur wenig aus über die subjektiven Befindlichkeiten, Probleme und Hilfebedarfe der einzelnen. So verdeckt etwa die Diagnose der strukturellen männlichen Bevorteilung auf dem Arbeitsmarkt vollständig den damit verbundenen Normierungsdruck und die Spannungen, die sich daraus für Jungen ergeben – ob sie es nun auf dem Arbeitsmarkt schaffen oder eben auch nicht.

Pädagogische Konzeptionen, die – offen oder versteckt – auf den dichotom angeordneten Benachteiligungs- und Bevorteilungsbildern fußen, müssen von daher an ihren Zielen scheitern, weil sich die Adressaten und Adressantinnen in ihren widersprüchlichen Erfahrungen nicht verstanden fühlen können. Dennoch haben wir es gerade in der Mädchenarbeit mit äußerst rigiden wie universalisierenden Vorstellungen von der Geschlechterhierarchie zu tun.

Wo an einzelnen Stellen eine strukturelle Bevorteilung von Mädchen und Frauen sichtbar wird, wird dann Datenmaterial angeführt, das wieder das Gegenteil beweist. Da werden z. B. die weiblichen Bildungsprivilegien damit entkräftet, daß Mädchen trotz ihrer guten Schulabschlüsse an der Schwelle ins Erwerbsleben mehr Schwierigkeiten haben als Jungen, daß sie als Berufstätige »doppelbelastet« sind. Die Reklamation solcher gegenläufiger Nachweise ist an sich legitim, doch problematisch sind die Deutungen. Wenn solche »Beweisstücke« dazu dienen, andersartige Phänomene einer strukturellen Privilegierung von Mädchen zu marginalisieren, werden komplexe gesellschaftliche Widersprüchlichkeiten auf unzulässige Weise vereinfacht. Vielleicht wäre es angemessener, von einer Mädchenbenachteiligung an einer spezifischen biographischen Statuspassage, nämlich der beruflichen zu sprechen?

Im Mädchenarbeitsdiskurs wird somit nicht geleugnet, daß Geschlechterrealitäten sich verändert haben. Die vorherrschende Deutung dieser Wandlungsprozesse ist jedoch, daß sie eben nicht zu einer Erosion der Hierarchie geführt haben, sondern nur zu deren Verschleierung: Die patriarchale Struktur gibt sich nicht mehr so leicht zu erkennen, ist verdeckt unter dem »schönen Schein« der Egalisierung, arbeitet subtiler. Mit diesem Subtilisierungsbild (Preuss-Lausitz 1996, S. 190) werden alle komplexen sozialen Verwerfungen wieder auf ein zentrales allumfassendes Hierarchiemoment reduziert, statt feiner zu differenzieren.

Zu fragen ist hier auch, warum dieses polarisierende Machtkonzept in dieser Weise aufrechterhalten wird? Was ist der praktische Gebrauchswert? Ist auf dieser Grundlage tatsächlich erfolgreicher und leichter eine Jugendhilfe zu gestalten, die Mädchen und Jungen gerecht wird? Hätte es nicht auch Vorteile, die Benachteiligungs- und Bevorteilungsbilder aufzugeben und anzuerkennen, daß *beide* Geschlechter in dem komplexen und widersprüchlichen Feld gesellschaftlicher Hierarchisierungen je eigene biographische Spannungen zu bewältigen haben, die sich nicht gegeneinander aufrechnen lassen und daß sie beide spezifischen Normalitätszwängen ausgesetzt sind, die ihre je eigenen Konflikte produzieren?

»No-problem«-Inszenierungen

Das Bild von den benachteiligten Mädchen wird auch durch Mädchen selber in Frage gestellt, die sich über die-

se Zuschreibungen empören und die keine eigene Gruppen zum Schutz vor dominierenden Jungen haben wollen. Dies zeigt an, daß sie sich stark fühlen, fühlen wollen, daß ihr Selbsterleben eben nicht nur durch Unterlegenheitserfahrungen und Konflikte geprägt ist. Es zeigt an, daß sie Ungleichheitserfahrungen, die sie immer auch machen, nicht geschlechtsspezifisch, sondern individuell deuten.

Neuere Lebensweltstudien können nachweisen, daß es in den Selbstentwürfen heutiger Mädchen ein Ungleichheitstabu gibt (Oechsle 2000). Das bedeutet nicht, daß sie in einer Gesellschaft ohne Ungleichheit qua Geschlecht aufwachsen, sondern es besagt nur, daß es in den Selbstentwürfen Gleichheitsvorstellungen gibt, daß Mädchen sich selbst als Gleiche konstruieren, mit prinzipiell denselben Entfaltungsmöglichkeiten wie Jungen.

Dies hat eine gesellschaftliche Logik. Mit den Individualisierungsprozessen sind die Individuen aufgefordert, ihr eigenes Schicksal kompetent in die Hand zu nehmen, und in ihren Selbstinszenierungen müssen sie diese Souveränität unter Beweis stellen. Wenn Mädchen sich problemlos zeigen, haben sie diese Botschaft angenommen (Stauber 1999), beweisen sie biographische Kompetenz, genügen sie den Anforderungen der individualisierten Gesellschaft, wo jeder und auch jede ihres Glückes SchmiedIn ist – so jedenfalls die Ideologie. Wie sehr diese Kunde im Mädchenleben bereits greift, beweisen die vielen Mädchen, die sich stark, frech, mutig und selbstbewußt inszenieren – ob sie uns nun im Alltag, in den Jugendhilfeeinrichtungen oder aber als marktgerechte Kunstprodukte in den Medien begegnen. Mädchen wollen heute offenbar deutlicher als zu früheren Zeiten Stärke demonstrieren.

Eine Mädchenarbeit, die Mädchenprobleme und die Förderung des Selbstbewußtseins zum Ausgangspunkt hat, wird bei vielen Mädchen von daher nur schwerlich »ankommen«, denn sie widerspricht den Selbstidealisationen. Daß diese Selbstidealisationen unwiederbringlich ihre eigenen Konflikte in sich tragen, daß diese Konflikte noch schärfer werden, weil sie in einer individuali-

sierten Gesellschaft privatisiert werden, soll nicht bestritten werden, und daß hier Jugendhilfe aktiv werden muß, auch nicht. Doch die Hilfen dürfen nicht in Widerspruch geraten mit dem Wunsch, sich souverän zu inszenieren, sie dürfen das Ungleichheitstabu nicht verletzen.

Das gleiche gilt für die Jungenarbeit. Auch sie steht vor der schwierigen Aufgabe, die »no-problem«-Inszenierungen der Jungen anzuerkennen und Jungen dennoch bei den Konflikten, die sie dabei erleben, nicht allein zu lassen. Arbeitsansätze, die Jungen von vornherein nur als Geschädigte männlicher Dominanzkultur sehen, können für Jungen nur schwerlich attraktiv sein, wenn sie doch erfolgreich demonstrieren wollen, daß sie mit allem klar kommen. Den Finger darauf zu legen, wo Jungen ihrem Körper entfremdet sind, wo sie den Kontakt zu sich verloren haben oder konfliktunfähig sind, ist hier kaum der passende Zugang zu Jungen. Ähnliches gilt für jene Arbeitsansätze, die Jungen als »winner« in der Geschlechterhierarchie bezeichnen und sie mehr oder weniger offen dazu bringen wollen, ihre Dominanz aufzugeben. Solche abstrusen Erwartungsbilder zur Jungenarbeit finden sich immer wieder. Wir können wohl von keinem Jungen erwarten, daß er sich auf eine solche Jungenarbeit ernsthaft einläßt. Die bestehenden Selbstideale und Ungleichheitstabus Jugendlicher nicht zu verletzen, entpuppt sich dabei als schwieriges Unterfangen, für dessen Lösung derzeit kaum Modelle vorliegen. Geschlechtsspezifische Arbeitsansätze der Mädchen- und Jungenarbeit transportieren immer schon immanent die Botschaft an Mädchen und Jungen mit: »Dir geht es als Mädchen bzw. Junge nicht gut, du brauchst als Mädchen bzw. Junge etwas Besonderes.« Auch die Kritik an der Defizitorientierung vor allem in der Mädchenarbeit der 80er Jahre und die Vorsätze, statt dessen an den Stärken der Mädchen und Jungen anzusetzen, haben hieran letztlich nicht viel geändert. Allein die Einrichtung des Mädchen- oder Jungenangebots reicht aus, um Mädchen und Jungen direkt oder indirekt zu vermitteln, daß sie *als* Mädchen und Jungen Probleme haben. Der diffizile konzeptionelle Balanceakt, den Mädchen- und Jungenarbeit schaffen müssen, besteht darin, zum einen die jugendlichen Souveränitätsideale ernst zu nehmen und – als Leistung und Kraftressource – wertzuschätzen und zum anderen nicht den Blick für darin eingelagerte Konfliktpotentiale zu verlieren.

Gleichheit qua Geschlecht

Mit dem skizzierten Bild der polaren Geschlechterhierarchie geht die Vorstellung von der Gleichheit in den beiden Geschlechtergruppen einher: Frauen und Mädchen sind sich gleich, wie auch Männer und Jungen sich gleich sind. Gerade die Geschlechterforschung hat diese Konstruktion mit zementiert. Indem die Relevanz der Geschlechterunterschiede nachgewiesen werden sollte, wurden unter der Hand beide Geschlechtergruppen vereinheitlicht, die Differenzen innerhalb der beiden Geschlechtergruppen ver-

nachlässigt, ausgeblendet, in den statistischen Mittelwerten ganz getilgt.

Dabei ist die Erfassung von Vielfältigkeiten heute dringender als je zuvor. Denn im Zuge der Individualisierungsprozesse nimmt die Heterogenität innerhalb der Geschlechtergruppen noch einmal enorm zu und kompromittiert damit um so mehr Versuche, Frauen und Mädchen in eine Schublade zu stecken und Männer und Jungen in eine zweite.

Dieses erfolgt jedoch immer wieder, wenn Geschlechterdifferenzen in Schwarzweißrastern proklamiert werden wie z. B.: Frauen richten ihre Aggressionen nach innen, Männer nach außen, Frauen definieren sich in Beziehungen, Männer nicht, Frauen haben Angst um ihren Körper, Männer nicht.

Statt dessen ist zu reflektieren, daß mit den Individualisierungsprozessen auch die Freisetzung aus traditionellen geschlechtsspezifischen Vorgaben einhergeht. Individuen sind von daher nicht mehr auf zwei Geschlechternormalitäten festgelegt, sondern es sind verschiedenartige Normalitäten möglich geworden, die unentwegt im Fluß sind. So bietet sich den Betrachtenden ein buntes Bild von geschlechtlichen Selbstinszenierungen, die sich so schnell verändern, daß sie oft gar nicht mitkommen, geschweige denn, daß Jugendforschung hier schnell genug fündig würde. Jugendliche finden und kreieren unterschiedlichste geschlechtsspezifische Stile, wie sie diese auch wieder wechseln. Dies kann sogar – nach dem Theoriekonzept des Dekonstruktivismus (Maihofer 1995) – soweit gehen, daß geschlechtliche Zuordnungen gänzlich außer Kraft gesetzt werden, die Geschlechterdichotomie als solche brüchig wird. Es lassen sich heute in zahlreichen Variationen kulturelle Stilisierungen finden, in denen symbolisch Geschlechterirritationen, Geschlechterwechsel und Androgynität inszeniert werden und damit herkömmliche, eindeutige Geschlechtergrenzen verschwimmen. Diese Flexibilisierungen bedeuten jedoch nicht, daß die biographische Aufgabe der geschlechtsspezifischen Normalisierung sich völlig verflüchtigt hat. Sehr wohl haben Heranwachsende sich auch heute erfolgreich *als* Mädchen und Jungen zu inszenieren. Vielleicht kann man sogar sagen, daß die geschlechtliche Markierung gerade ange-

sichts der gesellschaftlichen Aufbrüche und Zersplitterungen zu einer der letzten beschworenen Sicherheiten im Pluralismus geworden ist (Preuss-Lausitz 1996, S. 195). Wo all die alten schicksalhaften sozialen Verortungen qua Geburt als identitätsstiftende Kennzeichnung zerfallen, kann das Geschlecht zu einem letzten klaren Bezugspunkt werden, kann der Rückgriff auf rigide polarisierte und traditionelle Geschlechterbilder zu einer sichernden Zuflucht werden.

In einer individualisierten Gesellschaft brechen Geschlechternormalitäten auf – ganz im Sinne einer Pluralisierung – bis hin zur völligen Demontage der Geschlechterkategorie – ganz im Sinne eines »undoing-gender«.

Dennoch gilt ebenso, daß gerade angesichts der Aufbrüche die biographische Aufgabe des »doing-gender« eine besondere Relevanz erhält. Neben der Diffusion von Geschlechternormalitäten finden

gleichzeitig Prozesse der Konstruktion von Geschlechterdifferenzen statt, mehr noch: der Wiedereinsetzung von traditionellen Geschlechternormalitäten. Gerade weil die Geschlechterkonturen uneindeutig werden, erhalten Geschlechterbilder mit besonders scharfem Profil

eine enorme Attraktivität. Diese Widersprüchlichkeit durchzieht die Gesellschaft wie die Individuen und muß zusammengedacht werden.

Entscheidend bei alledem ist, daß das, was das *richtige* Mädchen und den *richtigen* Jungen

ausmacht, nicht mehr »in die Wiege gelegt« ist, sondern persönlich entdeckt und als »gender-patchwork« gebastelt werden muß – eine Aufgabe mit eigenen Risikomomenten für Mädchen wie auch Jungen, bei deren Bewältigung Jugendhilfe zur Seite stehen muß.

Separierung versus Integration?

Wenn wir es gegenwärtig mit der Gleichzeitigkeit von »doing-gender«- und »undoing-gender«-Prozessen und mit einem Ungleichheitstabu bei Mädchen und wohl auch Jungen zu tun haben, dann dürfte nachvollziehbar sein, warum Konzepte, deren Ansatzpunkt zuallererst das Geschlecht und die Geschlechtertrennung ist, Widerstände hervorrufen.

Zum ersten erwarten Mädchen- und Jungenarbeit damit von ihren AdressatInnen, daß sie bereit sind, sich

ebenso zuallererst über ihr Geschlecht zu definieren. Die Hürde, in ein Mädchen- oder ein Jungenprojekt zu gehen, besteht für Mädchen und Jungen darin, daß ihr Geschlecht hervorgehoben und dramatisiert wird, von dem sie sich doch auch zu distanzieren suchen. Von daher erscheint es sinnvoll, in der Mädchen- und Jungenarbeit wieder stärker auf Inhalte zu setzen. »Statt die Geschlechtszugehörigkeit herauszustellen und Angebote mit dem Etikett Mädchen (oder Jungen, L. R.) zu versehen, sollten Angebote entwickelt werden, die Mädchen (und Jungen, L. R.) inhaltlich ansprechen. ... Ob Mädchen dann unter sich bleiben oder ob diese Angebote auch eine Beteiligung von Jungen zur Folge haben, bleibt sozusagen marginal« (Meyer 1999, S. 37). Die Ausweisung von Aktivitäten als Mädchen- oder Jungenprojekt erzeugt unnötig lebensweltfremde Barrieren bei denen, für die die Arbeit doch sein soll.

Zum zweiten transportiert das Prinzip der Geschlechtertrennung immer auch Homogenitätsbilder. Indem Mädchen- und Jungenangebote eine zentrale Trennlinie zwischen den beiden Geschlechtern formulieren und installieren und weitere soziale Differenzierungsmomente immer als nachrangig konstruiert werden, wird eine Geschlechterdichotomie aufrechterhalten, die angesichts der beschriebenen sozialen Deregulierungen und Zersplitterungen fragwürdig ist. Es wird eine biographische Gleichheit qua Geschlecht als pädagogische Arbeitsgrundlage vorausgesetzt, die es so nicht gibt.

Wenn Jugend heute – und das gilt für Mädchen wie für Jungen – durch die Aufgabe gekennzeichnet ist, sich über originelle Stile und »gender-patchworks« untereinander abzugrenzen, stehen homogene Angebote dem entgegen, die – zumindest von der Idee her – Zielgruppen kollektiv qua Geschlecht bestimmen wollen. Dies könnte erklären, warum Mädchen- und Jungengruppen bei den AdressatInnen nicht immer Zuspruch finden. Die konzeptionelle Herausforderung besteht heute darin, die kulturellen Ausdifferenzierungen in den Mädchen- wie auch in den Jungenwelten angemessen zu berücksichtigen. Für die Mädchenarbeit bedeutet dies, sich von den idealisierenden Bildern einer Mädchenverbundenheit qua Geschlecht zu lösen – einer Mädchenverbundenheit, die, wenn nicht vorhanden, dann doch gerade durch Mädchenarbeit hergestellt werden kann und sollte. Doch auch Mädchen wollen und müssen sich untereinander über Gruppenstile abgrenzen. Diese Abgrenzungsstrategien können mitunter auch überaus aggressiv getönt sein, wie das neuartige Phänomen der mobbenden oder gewalttätigen Mädchen zeigt, das Mädchenarbeit in Praxis und Theorie zunehmend bewegt.

Die Geschlechtertrennung als zentraler Arbeitsansatz von Mädchen- und Jungenarbeit erscheint zudem aus einem weiteren Grund bedenklich. Denn es hat dazu geführt, daß Mädchen- und Jungenarbeit bis heute zum Synonym für additive Sonderräume geworden sind, d. h. für zeitlich und räumlich begrenzte, isolierte, exklusive Angebote mit besonderen personellen Zuständigkeiten. Zu denken ist hier an die Mädchentreffs, Mädchenräume, Mädchen- und Jungenprojekte. Selbst die Vorstöße, ko-

edukative Räume geschlechtsspezifisch zu qualifizieren, enden immer wieder in punktuellen Maßnahmen der Geschlechtertrennung. Und im Zuge dessen verliert sich die Auseinandersetzung um eine geschlechtsspezifisch qualifizierte Jugendhilfe und die Umsetzung des § 9, 3 KJHG oft genug im Streit um die Durchsetzung von Mädchen- und/oder Jungenangeboten. Damit produziert der Geschlechterdiskurs ungewollt selbsttätig seine eigenen Reduktionen.

Sicherlich haben die Sonderräume ihre fachliche Berechtigung. Angeführt wird vor allem das Argument, daß Mädchen und Jungen nur dann Tabuisiertes und Verdrängtes thematisieren können, wenn der normierende Blick des anderen Geschlechts ausgegrenzt ist. Daß dem so sein kann, soll nicht grundsätzlich bestritten werden. Und doch kommt es hierbei zu eigentümlichen Unterstellungen. Zum einen scheint es, als müßten Mädchen- und Jungenarbeit immer *Problematiken* des Mädchen- und Junge-Seins bearbeiten. Zum anderen gehen wir davon aus, daß sich Mädchen und Jungen in geschlechtshomogenen Settings nicht kontrollieren, normieren und beschränken. Beides ist kritisch zu hinterfragen.

Müßte es nicht sehr viel mehr auch darum gehen, den pädagogischen Alltag durchgängig – ganz im Sinne einer integralen Querschnittsaufgabe – für Geschlechterdifferenzen zu qualifizieren? Solange Geschlecht eine soziale Differenzierungskategorie ist, die biographiebestimmend ist, wenn auch höchst widersprüchlich und in vielen Variationen, erscheint es absurd, geschlechtsspezifische Arbeit auf einzelne Zeiten, Orte und formale Settings zu begrenzen und sie immer der gleichgeschlechtlichen Fachkraft zuweisen zu wollen – genauso abwegig, wie wenn wir das Prinzip der Lebensweltorientierung auf einzelne Programme und Personen reduzieren wollten.

Mädchen- und Jungenarbeit in einem integralen Sinne müßte dann heißen, in der pädagogischen Praxis zu sichern, daß Mädchen und Jungen wahrgenommen und unterstützt werden, daß Ungleichgewichten und Verdrängungen zwischen Mädchen und Jungen, wenn sie sich denn zeigen, gegengesteuert wird. Das kann auch herkömmliche Mädchen- und Jungenarbeitsangebote umfassen, geht in seinem Aufgabenprofil aber noch weit darüber hinaus. Es verweist auf einen sehr viel offeneren, flexibleren Begriff von Mädchen- und Jungenarbeit jenseits des tradierten Grundprinzips der Trennung. Es verweist auch auf die Notwendigkeit der Entwicklung eines neuen methodischen Handwerkszeugs zur Regulation geschlechtsgemischter Räume. Hier gibt es bisher nur wenig Vorlagen.

Wo wir in einer individualisierten Gesellschaft biographische Vielfalt, Entnormierungen, Uneindeutigkeiten und Widersprüchlichkeiten beobachten können, scheint es nur zwingend, auch in der Mädchen- und Jungenarbeit Konzepte zu öffnen und zu vervielfältigen. Das verlangt nicht die grundsätzliche Aufgabe der alten Standards, aber eine offensive Erweiterung des eigenen Selbstverständnisses und der eigenen Praxis.

Literatur

- Bütow, Birgit:** Mädchen in Jugendcliquen. In: Theorie und Praxis der Mädchenarbeit, Teil 3 (hrsg. von der LAG Mädchen und junge Frauen in Sachsen e.V.). Dresden 1998, S. 22–36
- Graff, Ulrike:** Selbstbestimmung für Mädchen. Pädagogische Auswertung der Theorie und Praxis des Mädchentreffs Bielefeld (hrsg. vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe). Münster 1999
- Hoffmann, Berno:** Geschlechterpädagogik. Plädoyer für eine neue Jungen- und Männerarbeit. Münster 1994
- Krafeld, Franz-Josef:** Mädchengruppenarbeit als Leitmuster? Ansätze geschlechtsbewußter Jungenarbeit in der offenen Jugendarbeit. In: sozial extra 3/1996, S. 17–18
- Maihofer, Andrea:** Geschlecht als Existenzweise. Frankfurt/M. 1995
- Meyer, Dorit:** Mädchenarbeit – eine Problemskizze. In: SPI Berlin, Bundesmodell »Mädchen in der Jugendhilfe« (Hrsg.): Neue Maßstäbe. Mädchen in der Jugendhilfeplanung. Berlin 1999, S. 29–38
- Möhlke, Gabriele/Reiter, Gabi:** Feministische Mädchenarbeit gegen den Strom. Münster 1995
- Oechle, Birgit:** Modernisierungsprozesse und weibliche Lebenslagen. Vortrag vom 18.2.2000 auf der Tagung »2000 Geschlechter« des Sozialpädagogischen Instituts Berlin
- Preuss-Lausitz, Ulf:** Gender Patchwork: Fremd- und Selbstbilder der Geschlechter im Umbruch. In: Helga Zeiher et al. (Hrsg.): Kinder als Außenseiter. Umbrüche in der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Kindern und Kindheit. Weinheim, München 1996, S.189–206
- Scherr, Albert:** Jungenarbeit, Männlichkeit und Gewalt. In: deutsche jugend 5/1997, S. 212–219
- Schnack, Dieter/Neutzling, Rainer:** Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit. Reinbek 1990
- Stauber, Barbara:** Starke Mädchen – kein Problem? In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 51/1999, S. 53–64